Aggression und Gewalt

Klaus Wahl

Aggression und Gewalt

Ein biologischer, psychologischer und sozialwissenschaftlicher
Überblick

Spektrum
AKADEMISCHER VERLAG

Autor
Prof. Dr. Klaus Wahl
München

Wichtiger Hinweis für den Benutzer

Der Verlag und der Autor haben alle Sorgfalt walten lassen, um vollständige und akkurate Informationen in diesem Buch zu publizieren. Der Verlag übernimmt weder Garantie noch die juristische Verantwortung oder irgendeine Haftung für die Nutzung dieser Informationen, für deren Wirtschaftlichkeit oder fehlerfreie Funktion für einen bestimmten Zweck. Der Verlag übernimmt keine Gewähr dafür, dass die beschriebenen Verfahren, Programme usw. frei von Schutzrechten Dritter sind. Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Buch berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften. Der Verlag hat sich bemüht, sämtliche Rechteinhaber von Abbildungen zu ermitteln. Sollte dem Verlag gegenüber dennoch der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar gezahlt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media
springer.de

© Spektrum Akademischer Verlag Heidelberg 2009
Spektrum Akademischer Verlag ist ein Imprint von Springer

09 10 11 12 13 5 4 3 2 1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Planung und Lektorat: Katharina Neuser-von Oettingen, Anja Groth
Herstellung und Satz: Crest Premedia Solutions (P) Ltd., Pune, Maharashtra, India
Umschlaggestaltung: SpieszDesign, Neu-Ulm
Titelfotografie: © Getty Images

ISBN 978-3-8274-2388-7

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	IX
1 Aggressionsforschung: Klüfte und Brücken	1
2 Streit der Fakultäten: Aggression und Gewalt im interdisziplinären Blick ...	5
2.1 Definitionen und Kampfbegriffe	6
2.1.1 Aggression als evolutives Erbe	7
2.1.2 Gewalt als gesellschaftlich normierte Aggression	10
2.2 Ursachensuche	13
2.2.1 Erkenntnisstrategien	13
2.2.2 Analyseebenen für Aggression und Gewalt – Ein erstes Modell	16
2.2.3 Bio-psycho-soziale Mechanismen	16
3 Nimmt Gewalt zu? Frequenzen und Tendenzen	21
3.1 Häufigkeit ausgewählter Aggressions- und Gewaltformen	22
3.1.1 Kindliche Aggressionen	22
3.1.2 Aggression an Schulen und unter Jugendlichen: Von Tätern zu Opfern und zurück	22
3.1.3 Gewaltkriminalität: Täter und Opfer	24
3.1.4 Politisch motivierte Gewalt und <i>hate crimes</i>	26
3.1.5 Kollektive Gewalt: Gruppenaggression und Kriege	26
3.2 Männliche und weibliche Aggression: Qualität und Quantität	27
3.3 Historische Wende? Die Entwicklung von Opferzahlen	28
4 Bio-psycho-soziale Überlebensmechanismen: In Gefahr und großer Not ...	31
4.1 Alternative Reaktionen: Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch	32
4.2 Aggressionshemmende Mechanismen	34
4.3 Heiße und kalte Aggression: Affektive und kalkulierte Aktionen	36
5 Sozialdynamik von Aggressionssituationen	41
5.1 Vorgeschichte, Krise und Auslöser	42
5.2 Katalysatoren, Eskalation und Folgen	43
5.3 Oft vergessen: Die Opfer	45
6 Aggression im Gehirn: Ströme und Säfte	47
6.1 Aggressionsbezogene Strukturen und Prozesse im Gehirn	48
6.2 Blicke unter die Schädeldecke: Methoden der Gehirnforschung	51
6.3 Allgemeine Gehirnaktivität und Aggression	53
6.4 Limbisches System: Von Emotionen zu Aggression	54
6.5 Präfrontaler Cortex: Kontrolle der Aggression	56
6.6 Neuroaktive Substanzen und ihre Mechanismen	60
6.6.1 Serotonin: Angst und Aggression	60
6.6.2 Dopamin, Noradrenalin, GABA: Treibstoff und Bremse für Aggression	63
6.6.3 Testosteron: Das gefährliche Hormon der Sieger	64
6.6.4 Glucocorticoide: Stress, Erregung und Aggression	66

6.7	Hirnstrukturen, neuroaktive Substanzen und Aggression: Komplexe Ergebnisse, offene Fragen	68
7	Aggressionsfördernde Emotionen	71
7.1	Emotionen als Aktivierungsmechanismen	72
7.2	Frustration, Ärger und Hass	74
7.3	Furcht und Angst	76
7.4	Trauer, Depression und Autoaggression	78
7.5	Macht-, Lust- und Selbstwertgefühle	79
7.6	Emotionen und Aggression: Ein wechselvolles Verhältnis	81
8	Gewaltfördernde Kognitionen	83
8.1	Zusammenspiel von Gedanken und Gefühlen	84
8.2	Verzerrte Wahrnehmung: Übersteuertes Sozialradar	86
8.3	Rationalisierung und Legitimierung von Gewalt	88
8.4	Kognitionen und Aggression: Ein doppeltes Spiel	89
9	Geerbte Aggression: Gene und Gewalt	91
9.1	Gene: Bewegliche Bewegter	92
9.2	Verhaltensgenetik: Zwillinge und Adoptivkinder	93
9.3	Molekulargenetik: Wie Gene Neurotransmitter programmieren	96
10	Doppelpässe zwischen Genen und Umwelt	99
10.1	Gene und Erziehung	100
10.2	Epigenetik: Eine neue wissenschaftliche Baustelle	104
10.3	Sex versus Gender: Aggression bei Männern und Frauen	105
10.4	Gene, Gehirn, Geschlecht und Gewalt	111
11	Keine Kurzgeschichte: Wie sich Aggression bei Kindern und Jugendlichen entwickelt	115
11.1	Nur kleine Tyrannen? Episodische und dauerhafte Aggressivität	116
11.2	Antisoziale Entwicklungspfade	118
12	Eine sehr lange Geschichte: Evolution der Aggression	121
12.1	Hobbes oder Rousseau: Wie aggressiv ist der Mensch von Natur?	122
12.2	Sex, Status, Ressourcen: Evolutionspsychologie versus Sozialwissenschaften	123
13	Gelernte und erlittene Aggression: Familienbande und Gewalt	127
13.1	Familien als Beziehungs- und Lernorte	128
13.2	Schwangerschaft	128
13.3	Bindung	129
13.4	Eltern-Kind-Beziehung und Familienklima	131
13.5	Erziehungsstile: Und bist du nicht willig	133
13.6	Moralerziehung	136
13.7	Gewalt und Vernachlässigung in Familien	138
13.8	Frühkindliche Belastungen, Gehirnentwicklung und Aggressivität	139

14	Öffentliche und heimliche Erzieher: Einübung in Gewalt?	141
14.1	Krippe und Kindergarten: Frühe gesellschaftliche Lernorte	142
14.2	Schule: Mehr als Unterricht	144
14.3	Freunde und Peergroups: With a little help from your friends	146
14.4	Medien: Unheimliche Erzieher?	148
14.5	Von der Prävention bis zur letzten Ausfahrt vor der Kriminalitätskarriere: Kinder- und Jugendhilfe	150
15	Wetter, Werte, Wirtschaft: Die üblichen Verdächtigen	153
15.1	Natürliches und soziales Klima	154
15.2	Sozial-kulturelle Lage und Gewalt	156
15.3	Werte, Menschenbilder, Weltbilder	157
15.3.1	Maximen, Ideologien und Persönlichkeit	157
15.3.2	Religion und Gewalt	160
16	Exkurs: Kollektive Gewalt und Kriege	163
16.1	Frühe Formen und Geschichte kollektiver Gewalt	164
16.2	Ursachen, Abläufe, Mechanismen	166
17	Ein Modell bio-psycho-sozialer Mechanismen für Aggression	169
17.1	Vorliegende Aggressionsmodelle	170
17.2	Ein Modell interdisziplinärer Aspekte von Aggression und Gewalt	171
18	Prävention: <i>Tschto delat? What works?</i>	173
	Literatur	179
	Stichwortverzeichnis	201

Vorwort

Aggressives Verhalten zeigt sich oft schon früh in der Kindheit. Gilt das auch für das Interesse an Aggression? Als Kind sei ich recht friedlich gewesen, wurde mir erzählt. Doch im Archiv meiner Kindheitsprodukte fanden sich Notizbücher voller aggressiver Zeichnungen: Pistolenhelden und Panzerschlachten. Klammheimlich – oder offenbar – hat mich eines meiner späteren wissenschaftlichen Themen schon früh fasziniert. Oder war es nur eine bei Jungen allgemeine Vorliebe für solche Zeichnungen (Freedman 1976)?

Viele Jahre danach führte ich mit mehreren Forschungsgruppen empirische Untersuchungen über Aggression und Gewalt durch: zu Gewalt in Familien (Wahl 1989; 1996), Aggressionen von Jugendlichen und jungen Gewalttätern, insbesondere jener, die ihre Taten fremdenfeindlich und rechtsextrem begründeten (Wahl 1995; 2001; 2002; 2003; Wahl et al. 2001). Dabei konzentrierte ich mich darauf, wie sich aus biotischen, psychischen und sozialen Quellen ab der Kindheit Aggressionspotenziale entwickeln. Mein Interesse galt auch den entscheidenden Phasen in der Lebensgeschichte, in denen mit pädagogischen, sozialen oder therapeutischen Mitteln aggressivem Verhalten vorgebeugt werden kann, und der Frage, wie sich präventive Maßnahmen und Interventionen verbessern lassen (Wahl et al. 2005; Wahl 2007a; Wahl u. Hees 2009; Jung u. Wahl 2008). Diese Untersuchungen waren sehr unterschiedlich angelegt: teils große repräsentative Stichproben und Vollerhebungen mit Tausenden von Fällen, teils intensive Studien an kleineren Stichproben, die zusammen Hunderte von Fällen ausmachten.

Schon früh bei diesen Erkundungen zur Entstehung von Aggression und Gewalt wurde mir klar, dass mein angestammtes Fachgebiet, die Soziologie, nicht für die Erklärung dieser Phänomene ausreichte. Nicht nur, weil sie sich wie andere Wissenschaften auf bestimmte Ebenen der Welt konzentriert, sondern auch, weil historisch bedingte Scheuklappen dieser Disziplin lange Zeit den Blick auf Affekte, Emotionen, vorbewusste, nicht rationale Aspekte des Verhaltens in der Gesellschaft versperrten, d. h. auch auf Aspekte von Aggression (Wahl 2000). Die Sichtung der Forschungsliteratur aus der Biologie, Neurologie, Ethologie, Psychologie, Sozialpsychologie, Psychiatrie, Ethnologie und Kriminologie, die alle mehr oder weniger abgeschottet voneinander Aggression studierten, brachte viele zusätzliche Erkenntnisse. Zudem stellte ich Kontakte zu Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen her. Das ist oft kein leichtes Spiel, denn die wechselseitigen Wahrnehmungen der verschiedenen Fakultäten beruhen vielfach auf Vorurteilen, Missverständnissen und Ignoranz. Interdisziplinarität findet sich eher als Forderung in akademischen Festreden als im rauen Alltag der Forschung. Noch schwieriger ist der Versuch, dafür Forschungsgelder zu bekommen. Jedenfalls bemühte ich mich in interdisziplinären Studien, Universitätsseminaren, Tagungen, Vorträgen und Schriften um diesen Brückenbau. Dabei erfuhr ich nicht nur Mühen und Enttäuschungen, sondern hatte auch Aha-Erlebnisse und bekam spannende Denkanstöße aus der Arbeit mit sehr unterschiedlichen Disziplinen.

Die empirischen Studien erfolgten zusammen mit Kolleginnen und Kollegen aus dem Deutschen Jugendinstitut, der Max-Planck-Forschungsstelle für Humanethologie in Andechs, der Universitäten München, Jena und Bremen. Wichtige Erfahrungen brachten auch gemeinsame Seminare zwischen Sozialwissenschaften und Biologie an verschiedenen Uni-

versitäten im In- und Ausland, vor allem in München und Venedig sowie interdisziplinäre Tagungen zu Gewalt in aller Welt.

Dem Hanse-Wissenschaftskolleg in Delmenhorst, seinem Rektor Gerhard Roth und seinen Mitarbeitern bin ich zu großem Dank dafür verpflichtet, dass ich hier als Fellow in einer inspirierenden, interdisziplinären und internationalen Atmosphäre einige Monate lang an diesem Buch schreiben konnte. Für die kritische Lektüre von Teilen des Manuskripts und Verbesserungsvorschläge danke ich Experten aus verschiedenen Disziplinen: Rüdiger Hartmann, Sabrina Hoops, Cornelia Metzner, Suzann-Viola Renninger, Daniel Strüber, Melanie Rhea Wahl, Daniel Wiswede und Verena Zwafink. Verbliebene Fehler gehen zu meinen Lasten.

Ziel dieses Buches ist, einen aktuellen und interdisziplinären Überblick zu den Erscheinungsformen und Verursachungsebenen von Aggression und Gewalt zu geben. Insbesondere die naturwissenschaftlichen Forschungen zu diesem Thema sind derzeit eine Baustelle, auf der täglich neue Einsichten aufgetürmt werden. Dies gilt für die Genetik, die Epigenetik, das Zusammenwirken von Anlagen und Umwelt, die neurophysiologischen Abläufe und Schaltkreise im Gehirn sowie die damit zusammenhängenden psychischen Prozesse, die zu Aggression führen. Auf der makroskopischen Ebene stellt sich für die Sozialwissenschaften parallel dazu nicht nur die öffentlich diskutierte Frage, inwieweit die neuen Medien Aggression fördern, sondern auch, welche sozialen Konstellationen in Familien, Kinder- und Jugendcliquen, in Subkulturen, Wohnmilieus und Bildungseinrichtungen und welche gesellschaftlichen Veränderungen Gewalt anregen – und wie man dem präventiv entgegenzutreten könnte.

Das Buch richtet sich an alle, die etwas über den aktuellen Forschungsstand zu den komplizierten Formen und Ursachen von Aggression und Gewalt erfahren und dabei über ihren bisherigen Wissensbereich hinaus schauen möchten: an Studierende und Wissenschaftler von den Natur- bis zu den Sozialwissenschaften, an Leserinnen und Leser mit pädagogischen, sozialen, therapeutischen, juristischen, polizeilichen und politischen Berufen sowie interessierte Laien.

Wer den kühnen Versuch wagt, aus so vielen Wissenschaften zu berichten, ohne sie alle von der Pike auf studiert zu haben, riskiert Missinterpretationen, sicher auch bei einigen in ihren Wissenschaftstraditionen und Weltanschauungen befangenen Lesern den Vorwurf, das Lager gewechselt oder es verraten zu haben. Doch solche Attacken muss ein Aggressionsforscher ertragen.

Klaus Wahl

Delmenhorst und München 2008/2009

Aggressionsforschung: Klüfte und Brücken

Aggression ist alltäglich. Gewalt fasziniert. Wie kann Alltägliches faszinieren?

Es geschieht von alters her, wie klassische Texte rund ums Mittelmeer erzählen: Im alten Ägypten kämpfen Horus und Seth, die Götter des Himmels und der Gewalt oder des Bösen, um den Thron (Schipper 2007). Homers *Ilias* kündigt vom Krieg als Rachefeldzug wegen eines Frauenraubs. Das Alte Testament beginnt mit einer Serie von Gewaltakten: Gott vertreibt Adam und Eva aus dem Paradies, weil sie vom verbotenen Baum aßen. Zwischen den Söhnen Adams und Evas kommt es zum Brudermord: Kain erschlägt Abel. Gott bereut die Schöpfung der Menschen und will sie mit der Sintflut vernichten. Religionsgeschichte, Weltgeschichte und Sozialgeschichte, die Literatur von Shakespeares Dramen bis zu Grimms Märchen sind voller Gewalt, diese wird oft als das Böse schlechthin gesehen und theologisch, philosophisch, staatlich bekämpft sowie künstlerisch und schriftstellerisch ausgebeutet. Und heute reicht das abendliche Zapfen durch die Fernsehkanäle, um Mord und Totschlag, Kriegsgewalt und Terrorismus wie auch aggressive Eltern und Kinder zu sehen – alltäglich und doch so fesselnd, um beträchtliche Einschaltquoten zu erreichen.

Aggression und Gewalt faszinieren durch die von ihnen freigesetzten (spontanen, unkontrollierten, sehr kurzen) *Affekte* und (etwas länger anhaltenden) *Emotionen*: Sie jagen Schrecken, Furcht und Schauer ein, sie provozieren Wut, Ohnmacht oder Rebellion, sie erwecken Lust, Überlegenheit oder Schadenfreude.

Aggression schafft *Opfer*: Tote, Verletzte, Traumatisierte und Mitleid Erheischende. Die *Täter* erwecken Abscheu oder Bewunderung. Opfer können Täter werden – und umgekehrt. Religionen, Gesellschaften, Staaten, Pädagogik und Wissenschaften haben sich eine Menge einfallen lassen, um Gewalt einzudämmen – mit überschaubarem Erfolg. Ein aufregendes Theater.

Die Wissenschaften müssen sich diesem Faszinosum möglichst emotionsfrei nähern, aus dem moralisch Bösen etwas empirisch Erklärbares machen. Ihr nüchterner Blick stellt fest: Aggression gab es immer. Offenbar muss sie sich bewährt haben, sie erscheint als Erfolgsgeschichte der Evolution. Durchsetzungsfähigkeit, auch mit Mitteln, die an-

dere verletzen oder sogar töten, war ein Motor für das Überleben, sie verschaffte bessere Ressourcen.

Man redet von Aggression und Gewalt. Die beiden Begriffe werden in diesem Buch wie folgt verwendet:

- Die Evolution hat im Menschen *Aggression* als Ensemble von Mechanismen geschaffen, um sich gegen andere mit schädigenden Mitteln zu behaupten oder durchzusetzen. Dieses Potenzial wird durch die genetische Ausstattung, den Sozialisationsprozess und gesellschaftliche Umstände gestaltet, gefördert oder gehemmt. *Aggressivität* nennen wir das individuelle Potenzial für aggressives Verhalten.
- Im Verlauf der Geschichte wurde eine Teilmenge von Aggression durch gesellschaftliche und staatliche, zeit- und kulturabhängige Normierungen als *Gewalt* konstruiert. Sie ist oft in eine Hierarchie eingebettet (die Gewalt der Mächtigen, die Gegengewalt der Schwachen). Ihre unterschiedlichen Formen werden je nach Situation gefordert (wie beim Boxer), geduldet oder bestraft (wie beim Räuber).

»Aggression« gilt also als der umfassendere Begriff. Er wird auch in diesem Buch häufig so verwendet, dass er Gewalt mit einschließt.

Wo die Grenzen im Einzelfall liegen, darüber streiten sich u. a. Pädagogen, Psychiater und Politiker: Ab wann ist ein Kind so aggressiv, dass es therapiert werden sollte? Welche Arten jugendlicher Aggression kann man noch als Ausdruck einer normalen Entwicklung betrachten? Welche aggressiven Akte zwischen Partnern soll man verbieten und bestrafen? Wann kippt eine friedliche Demonstration in eine Gewaltaktion um? Ist ein Truppenaufmarsch an der Grenze vorausschauende Verteidigung oder aggressive Provokation?

Weil Aggression und Gewalt in Geschichte und Gegenwart allgegenwärtig sind, haben sie das Interesse der Wissenschaften geweckt, die diese Phänomene erklären wollen. Doch einige Wissenschaftler schlagen vor, die Frage umzudrehen: Wenn sich Aggression in der Evolution so bewährt hat, weshalb gibt es nicht viel mehr davon? Muss man nicht eher erklären, weshalb Menschen *nicht* aggressiv werden, selbst wenn um sie herum ein Krieg tobt – wie etwa bei jenen Soldaten, die sich weigern, an

Exekutionen von Zivilisten teilzunehmen? Weshalb herrscht vielerorts trotz erheblicher Interessenkonflikte Frieden und nicht Krieg (vgl. z. B. Reemtsma 2008)? In der Tat: Um die Potenziale an Aggression und Gewalt aller nicht in gegenseitiger Vernichtung explodieren zu lassen, haben sich in Evolution und Geschichte auch Gegenmittel bewährt: Empathie, Altruismus, Gerechtigkeitsgefühle, Moral, friedensstiftende Verträge und Gesetze sowie das vom Staat beanspruchte Gewaltmonopol.

Wenn heute ein verbreitetes Interesse daran besteht, dass es weniger Opfer von Aggression und Gewalt gibt, ist es sinnvoll, die Voraussetzungen, Bedingungen, Auslöser, Verlaufsformen und Hemmfaktoren dafür zu erforschen.

Die wissenschaftliche Welt ist sich darin einig, dass Aggression viele Erscheinungsformen und unterschiedliche Ursachen auf mehreren Ebenen hat, die nur durch *interdisziplinäre* Anstrengungen zu erklären sind, und dass eine solche mehrdimensionale Erklärung die Voraussetzung für eine wirksame Prävention bildet. Doch die tatsächliche Forschung ist noch weitgehend zersplittert, Kriminologie und Soziologie, Psychologie und Psychiatrie, Gehirnforschung und Genetik haben gemäß ihren Traditionen bisher vorwiegend separat dazu geforscht und theoretisiert. Interdisziplinarität – vor allem zwischen historisch weit auseinander gedrifteten Disziplinen wie Natur- und Sozialwissenschaften – ist eher noch Utopie als Forschungsalltag. Am ehesten arbeiten unmittelbare Nachbardisziplinen zusammen, wie Soziologie und Politikwissenschaft oder Gehirn- und Hormonforschung. Die institutionellen Abgrenzungen zwischen den Fakultäten und in den Einrichtungen zur Wissenschaftsförderung sowie traditionelle Schwerpunktsetzungen in Ministerien legen die Latte für eine Realisierung interdisziplinärer Forschung außerordentlich hoch. Manche resignieren angesichts dieses Gebirges an Schwierigkeiten – Jan Philipp Reemtsma bezeichnet den Versuch zu interdisziplinärer Aggressionsforschung als Chimäre (Reemtsma 2008), ist indes liberal genug, sie dennoch zu fördern. Chimären sind weit entrückt, doch in diesem Buch soll versucht werden, sie einzufangen.

Wenn überhaupt gelegentlich auf Akademietaugungen, durch Expertenkommissionen, in Handbüchern zu Aggression oder Gewalt eine interdis-

ziplinäre Einkreisung des Themas versucht wird, bleibt es meist bei einer Ansammlung recht unverbundener Perspektiven. So zerfiel der einst von der Bundesregierung in Auftrag gegebene »Gewaltbericht« in verschiedene Teilexpertisen von Unterkommissionen, die nach Wissenschaftsdisziplinen getrennt waren und dann nur abstrakt resümiert wurden (Schwind et al. 1990). Auch neuere Schriften liefern zwar umfangreiche, nach verschiedenen Gesichtspunkten gegliederte Forschungsübersichten, aber sie verbleiben vorwiegend in einer einzelnen Wissenschaftsfamilie, z. B. primär sozialwissenschaftlich (Heitmeyer u. Hagan 2002; Heitmeyer u. Schröttle 2006) oder (neuro)biologisch (Volavka 1995; Bock u. Goode 2005; Strüber et al. 2008).

Interessanterweise kommt es auf einer eher vorbewussten Ebene dennoch nicht selten zu interdisziplinären Ansteckungen. So bedienen sich soziologische Erklärungsversuche zu Gewalt oft unter dem Tisch psychologischer Theorien: Hinter soziologischen Theorien zur Rückführung von Gewalttätigkeiten auf gesellschaftliche Ungleichheiten schimmern Annahmen der psychologischen Frustrations-Aggressions-Theorie durch, hinter sozialwissenschaftlichen Sozialisationstheorien zum Erwerb aggressiver Tendenzen bei Kindern stecken psychologische Lerntheorien oder psychoanalytische Hypothesen. Das Problem sind nicht diese Grenzüberschreitungen (sie verweisen eher auf die notwendige Interdisziplinarität zur Erklärung von Phänomenen), sondern die bei solchen Importen auftretenden Übertreibungen oder Fehlinterpretationen. Daher sollten bei entsprechenden interdisziplinären Versuchen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der betreffenden Disziplinen einbezogen werden.

Damit lassen sich Ausgangspunkt und Absicht dieses Buches bildhaft skizzieren: Biologie, Psychologie und Sozialwissenschaften sitzen noch überwiegend auf ihren einzelnen Bergen und kultivieren ihre unterschiedlichen theoretischen und methodischen Ansätze und Forschungsergebnisse zur Erklärung von Aggression und Gewalt. Zwischen den Bergen klaffen tiefe Täler voller gegenseitiger ideologischer Vorurteile (z. B. biologischer versus kultureller Determinismus). Das Buch versucht, erste, noch schwankende Brücken über diese Abgründe zu schlagen. Es möchte einige der ak-

tuellen biologischen, psychologischen und sozialwissenschaftlichen Untersuchungsergebnisse und Erklärungsstränge zu Seilbrücken zwischen diesen Höhen zusammenknoten. Dabei sollen die zahlreichen Mechanismen sichtbar werden, die genetische, neuronale, psychische, soziale, kulturelle und ökologische Faktoren und Prozesse beim Zustandekommen von Aggression miteinander verbinden. Mehr Wissen über diese integrierenden *bio-psycho-sozialen Mechanismen* ist unter Umständen auch hilfreich, um Prävention und Gegenmaßnahmen zu Gewalt wirksamer planen zu können.

Das Buch fasst den derzeitigen Forschungsstand der Disziplinen von den Natur- bis zu den Sozialwissenschaften und einiger ihrer Unterabteilungen zur Beschreibung und Erklärung individueller und kollektiver Aggression und Gewalt zusammen. Die Ergebnisse der empirischen Studien zu manchen Bereichen sind noch widersprüchlich, etliche Deutungen kontrovers. So wurden aus forschungsethischen und methodischen Gründen viele Erkenntnisse der Gehirnforschung nur an Tieren gewonnen. Trotz der evolutionsbedingten strukturellen und funktionalen Ähnlichkeiten tierischer und menschlicher Gehirne (Homologie) bleiben markante Unterschiede. Solche Inkonsistenzen, Kontroversen und offenen Fragen markierten schon immer den Weg der Wissenschaften. Das Buch ist auch nicht enzyklopädisch, dazu bedürfte es einer großen Gruppe von Vertretern der verschiedenen Fakultäten. Es liefert auch keine Geschichte der verschiedenen Theorien. Stattdessen konzentriert es sich auf die *aktuelle* Forschung der letzten Jahre, um nur gelegentlich auf historisch wichtige Vorläufer hinzuweisen.

Zum Aufbau des Buches: Wenn unterschiedliche Wissenschaften an so komplexe Phänomene wie Aggression und Gewalt herangehen, ist es unumgänglich, zunächst auf ihre *Definitionen*, *Beschreibungen* und *Erkenntnisstrategien* einzugehen. Darüber hinaus interessiert, wie Gesellschaft, Staat, insbesondere auch Institutionen wie Justiz

und Polizei individuelle und kollektive Gewaltformen sehen (► Kap. 2). Danach wird über die statistischen *Häufigkeiten* verschiedener Aggressions- und Gewaltformen berichtet, auch angesichts der Diskussion, ob und wieweit diese Erscheinungen zugenommen haben (► Kap. 3). Anschließend wendet sich das Buch den *biopsychischen Prozessen* in Individuen (► Kap. 4) und den *sozialen Mechanismen* in Gefahren- und Konfliktsituationen (► Kap. 5) zu, in denen es zu Aggression kommen kann. In einem weiteren Teil werden die *verschiedenen Verursachungsebenen* durchschritten: die neuronalen und psychischen Prozesse im Gehirn (► Kap. 6–8), die Einflüsse aus dem Zusammenspiel von Genen und Sozialisationsumwelt (► Kap. 9–11), von langen Prozessen in der Evolution und Geschichte bis zu den kürzeren Erfahrungen in Familie und Gesellschaft (► Kap. 12–15). Nachdem sich all dies primär auf individuelle Aggressionsformen bezieht, wird exkursorisch auch auf kollektive Arten von Gewalt eingegangen (► Kap. 16).

Das Buch will darüber hinaus die *Anschlussstellen* zwischen den Erkenntnissen der verschiedenen Wissenschaften lokalisieren und die einzelnen Erkenntnisstränge zu einem *theoretischen Modell* integrieren (► Kap. 17). Über die Mechanismen *innerhalb* des Gehirns, der Psyche oder einer sozialen Gruppe hinaus müssen dazu Mechanismen *zwischen* den verschiedenen Systemen oder Ebenen ausgemacht werden: Wie wirken bei der Entstehung von Aggression und Gewalt beispielsweise gesellschaftliche und kulturelle Faktoren auf die Psyche? Wie werden psychische Prozesse im Gehirn verarbeitet? Welche genetischen und anderen biotischen Gegebenheiten kommen dabei ins Spiel? Wie wird aus alledem eine Motivation zu stärkerer oder schwächerer Aggression? Zum Schluss wird auf die Ansatzpunkte für *Prävention* gegen Aggression und Gewalt eingegangen, wie sie in vielen Staaten und Gesellschaften heute diskutiert und erprobt werden (► Kap. 18).

Streit der Fakultäten: Aggression und Gewalt im interdisziplinären Blick

2.1 Definitionen und Kampfbegriffe – 6

2.1.1 Aggression als evolutives Erbe – 7

2.1.2 Gewalt als gesellschaftlich normierte Aggression – 10

2.2 Ursachensuche – 13

2.2.1 Erkenntnisstrategien – 13

2.2.2 Analyseebenen für Aggression und Gewalt – Ein erstes Modell – 16

2.2.3 Bio-psycho-soziale Mechanismen – 16

2.1 Definitionen und Kampfbegriffe

2

Das Strafrecht bemüht sich um möglichst eindeutige Definitionen aggressiver Akte – mit erheblichen Konsequenzen für die Täter. Die Wissenschaften, die sich mit Aggression und Gewalt befassen, haben ein breiteres Spektrum an Begriffsbestimmungen entwickelt. Alle Wissenschaften sollten ihre Gegenstände möglichst klar definieren. Im Falle von »Aggression« und »Gewalt« fällt das jedoch noch schwerer als sonst.

Der erste Grund dafür ist das weite *Spektrum von Phänomenen*, die im Alltag, von Politik, Justiz und Medien wie auch von verschiedenen Wissenschaften unter diesen Begriffen zusammengefasst werden. Die Formen der Aggression sind so heterogen wie die Felder, in denen sie auftritt: der kleine Junge, der seinen Spielkameraden vom Sandkasten wegschubst, die Schülerin, die andere verpetzt, der Jugendliche, der einen anderen verdrischt, der Chef, der seine Mitarbeiter anbrüllt, der Raubmörder, der eine alte Frau überfällt, der Soldat, der im Krieg auf andere schießt, die staatliche Gewalt, die Gewalt der Revolutionäre und der Terroristen, Bürgerkrieg und Völkermord. Geht man vor den menschlichen Bereich zurück, kommen die Tiere dazu, die Artgenossen aus ihren Revieren jagen, Rivalen um Weibchen wegbeißen oder den Nachwuchs töten.

Ein zweiter Grund, der eine Definition von Aggression und Gewalt erschwert, liegt in den *unterschiedlichen wissenschaftlichen Perspektiven* auf solche Erscheinungen und die herangezogenen Erklärungsebenen. Die soziologischen, ethnologischen, politikwissenschaftlichen, kriminologischen, entwicklungspsychologischen, psychiatrischen, ethologischen oder neurobiologischen Anstrengungen, die Phänomene zu erkunden, sind aus unterschiedlichen Traditionen, Interessen und Ausblendungen entstanden. So teilt die Zoologie Aggressionsformen von Tieren anders ein als die Kriminologie jene von Menschen. Selbst innerhalb der verschiedenen Disziplinen herrscht keineswegs Übereinstimmung. Manche sprechen von Aggressionen nur im Plural, andere versuchen, wegen der Definitionsschwierigkeiten den Begriff der Aggression ganz zu vermeiden und greifen zu alternativen Konzepten wie z. B. Machtausübung durch »Zwang« (*coercive action*),

d. h. durch Bedrohung, Bestrafung und körperliche Gewalt (Tedeschi 2002, S. 580). In der Psychiatrie wird Aggression oft als ein Teil weiter reichender Syndrome betrachtet, z. B. der antisozialen Persönlichkeitsstörung.

Ein dritter Grund, der eine Definition schwierig macht, besteht darin, dass die wissenschaftliche Annäherung komplizierte Schichten von *sozialen Konstruktionen* durchdringen muss: Über Gewalt wird von Philosophen und Theologen, Historikern und Politikern, Juristen und Polizisten, Militärs und Friedensaktivisten, Ärzten und Psychiatern, Pädagogen und Journalisten geschrieben und geredet, in unterschiedlichsten sozialen und kulturellen Kontexten und im wechselnden Gestus der Begründung, Rechtfertigung, Verteidigung, Betroffenheit, Schmähung, Anklage oder Therapiebedürftigkeit.

Angesichts solcher Unsicherheiten über Begriffe in den verschiedenen Wissenschaften richtet sich oft ein hilfeschender Blick auf die *Philosophie*. Doch in diesem Fall hilft auch das kaum weiter. Zwar haben sich Philosophen seit alters gelegentlich Fragen aggressiven Verhaltens und politischer Gewalt zugewandt. Die Länder um das Mittelmeer lieferten ja schon in der Antike reichhaltiges Anschauungsmaterial an Kriegen, blutrünstigen Tragödien und gewalttätigen Massenspektakeln (der römische Circus Maximus hatte mehr Zuschauerplätze als die meisten großen Fußballstadien heute). In der Geschichte der Ethik und politischen Philosophie gab es immer wieder Überlegungen zu Gewalt, doch systematischer wurden solche Fragen erst in der Neuzeit behandelt. Besonders folgenreich tat dies Thomas Hobbes, der als Antwort auf die Aggression und das Machtstreben der Individuen eine starke staatliche Gewalt propagierte (Hobbes 1965, S. 76 f., 97 ff.). Erst in den letzten Jahrzehnten scheinen philosophische Abhandlungen zu Gewalt häufiger geworden zu sein (z. B. von Hannah Arendt oder Zygmunt Baumann). Doch auch in dieser neuen Diskussion ist wenig Konsens festzustellen (Burgess-Jackson 2002), der uns weiterhelfen könnte.

Soll man also für *Begriffe* und *Definitionen* von Aggression und Gewalt auf Verhalten, auf Handeln, auf Ereignisse oder auf Sachverhalte setzen? Soll man von Tätern ausgehen oder auch die Sicht der Opfer einschließen? Sollen subjektive Perspektiven

zugelassen werden oder nur objektive Beschreibungen? Der folgende Blick auf unterschiedliche Definitionsversuche zu Aggression und Gewalt in verschiedenen Wissenschaften zeigt das breite Spektrum von Antworten auf diese Fragen.

2.1.1 Aggression als evolutives Erbe

Das Wort »Aggression« geht auf die lateinische Form *aggredi* (»angreifen«, »herangehen«) zurück. Einige Versuche, Aggression zu definieren, kategorisierten *unterschiedliche Typen von Aggression* entlang verschiedener Formen des *Verhaltens* (körperlich, verbal usw.). Andere Definitionen halten verschiedene *Vorläufer* auseinander (von der Phylognese, der biotischen Stammesgeschichte der Menschheit bis zur Ontogenese, der individuellen Entwicklung einer Person) oder verschiedene *Konsequenzen* (z. B. physische oder psychische Verletzungen). In diesem Sinne haben Gendreau und Archer (2005) in Anknüpfung an einen Vorschlag von Cairns (1979) die wichtigsten Themen der Aggressionsforschung in einer multidimensionalen *Klassifikation* zusammengefasst, die für die Forschung über Tiere und Menschen anwendbar sein soll. Diese Autoren strukturieren die *Themen der Aggressionsforschung* – hier etwas vereinfacht dargestellt – folgendermaßen:

- Vorläufer
 - auslösender Kontext (besondere Umstände oder kein externer Auslöser),
 - neurobiotische Mechanismen (neocortikal oder subcortikal vermittelt),
 - Entwicklung (bestimmter Entwicklungsverlauf innerhalb oder außerhalb der Normen);
- Erscheinungsweisen
 - spezielle Verhaltensformen (direkte oder indirekte Handlungen);
- Konsequenzen
 - Folgen für andere (physische oder mentale Verletzung von anderen),
 - Folgen für einen selbst (erhält langfristige soziale Belohnung oder sofortige emotionale Belohnung) (Gendreau u. Archer 2005, S. 30; Cairns 1979).

Dabei gibt es nach Angaben dieser Wissenschaftler auch sich überlappende Kategorien: So kann die elterliche Aggression eines Tieres sowohl im Kontext der unmittelbaren Vorläuferbedingung beschrieben werden (z. B. der zugrundeliegenden neurophysiologischen Mechanismen) als auch im Kontext der langfristig wirksamen Funktion (Überleben der Nachkommen).

Um Subtypen von Aggression, besonders bei Tieren, zu differenzieren, wurde vor allem auf naheliegende *Vorläufervariablen* in der Situation geachtet, etwa die Anwesenheit eines anderen Tieres der gleichen Art oder einer Bedrohung. Einerseits gibt es dabei eine Aggression der *Begierde*, bei der eine Situation oder ein Objekt (z. B. Paarungspartner) gesucht wird. Andererseits gibt es eine aus Widerwillen geborene (»aversive«) Aggression zur *Vermeidung* bestimmter Situationen, wenn etwa auf Bedrohung und Schmerz mit einem Angriff reagiert wird. Je nachdem, welche Gehirnregionen durch externe bedrohliche oder schmerzliche Reize aktiviert werden, kommt es zu furcht- oder ärgerinduzierter, defensiver oder offensiver Aggression. Bei Menschen kann es zu reaktiver Aggression auf Provokation und Frustration kommen. Proaktive Aggression braucht dagegen keinen unmittelbaren Auslöser, sie ist geplant, kontrolliert und von vorausgegangenem sozialen Lernen und externer Verstärkung abhängig (Gendreau u. Archer 2005, S. 34 ff.).

Doch zu all diesen Definitionsvorschlägen wurden in der wissenschaftlichen Diskussion Pro- und Contra-Argumente vorgebracht. So betonen manche Aggressionsdefinitionen Vorläufer wie die Motivation, Leid zuzufügen, um daraus Befriedigung zu erlangen. Das nannte Feshbach (1964) »feindselige Aggression« (*hostile aggression*), im Gegensatz zur »instrumentellen« Aggression, die andere Ziele verfolgt (z. B. eine Ressource zu erlangen). Kritiker bemängeln, »feindselige Aggression« klinge tautologisch und Aggression könne nicht nur zum Vergnügen, sondern auch zur Beendigung einer lästigen Situation dienen – beides impliziert ein emotionales Ergebnis bzw. eine Belohnung. Angesichts mancher aggressiver Akte wird auch vorgeschlagen, »prosoziale Aggression« einzuführen, was widersprüchlich klingt und eher eine Frage der Perspektive ist: Eltern, die ihr Kind schlagen,

weil es eine verkehrsreiche Straße überqueren will, sehen sich dazu legitimiert, um das Kind vor langfristigen Schaden zu bewahren. Doch das Kind empfindet den Schlag wahrscheinlich ganz anders. Manche Autoren sehen in der Klassifikation von Aggression nach den *Verhaltensformen* eine Möglichkeit, intrinsische Begriffe wie Motivation, Verletzungsintention usw. zu vermeiden. Aber dann müssen viele Erscheinungsformen unter das Etikett »Aggression« gepackt werden, die eigentlich je nach Spezies (Tiere, Menschen) und Alter (Kind, Erwachsener) unterschiedlich ausfallen. Feinere Differenzierungen erfolgen nach offener körperlicher oder verbaler und verdeckter, indirekter, relationaler bzw. sozialer Aggression, z. B. jemanden ächten oder Gerüchte streuen, um jemandem zu schaden (Gendreau u. Archer 2005, S. 31 ff.). Diese letzteren Formen aggressiven Verhaltens werden eher von Mädchen und Frauen benutzt (Foster u. Hagan 2002, S. 687 f.) und auch als *Beziehungsaggression* bezeichnet.

Was schließlich die *Konsequenzen* aggressiven Verhaltens betrifft, unterschied Moyer (1968) mehrere Kategorien aggressiven Verhaltens, insbesondere bei Tieren, hinsichtlich ihres *funktionalen Werts* und der zugrunde liegenden Reize: Raubtieraggression, Aggression zwischen Männchen, durch Furcht ausgelöste Aggression, durch Gereiztheit bedingte Aggression, Territorialverteidigung, mütterliche Aggression, instrumentelle Aggression und eventuell noch sexualitätsbezogene Aggression. Auf ähnliche Weise versuchte die soziobiologische Klassifikation von Wilson (1975), bei Tier und Mensch territoriale, dominante, sexuelle, elterlich-disziplinierende, entwöhnende, moralistische, Raubtieraggression und eine zur Verteidigung gegen Raubtiere gerichtete Aggression zu unterscheiden. Solchen Klassifikationen liegen also eklektische Kriterien zugrunde: Ziele (z. B. Beute), Kontexte (z. B. Territorium), Funktionen (z. B. sexueller Zugang), Emotionszustände (z. B. Furcht, Ärger) oder Lerninhalte und -prozesse (z. B. moralische Sozialisation). Später gab es Versuche, die Einteilung zu vereinfachen, etwa in kompetitive und protektive Aggression (Archer 1988). Das Beutemachen eines Raubtieres ist neuronal und motivational von innerartlicher Aggression zu unterscheiden: Wenn Katzen sich an Beutetiere heranpirschen, zeigen sie

andere emotionale Zustände und Verhaltensweisen, als wenn sie untereinander kämpfen.

Als wichtige Indikatoren aggressiver Akte werden auch die Konsequenzen von Leid und Verletzung genannt. Allerdings sind das relativ subjektive Kriterien, die von der Empfindlichkeit des Opfers abhängen.

Die Aggressionsforschung profitiert davon, dass aufgrund eines langen gemeinsamen Teils der Evolutionsgeschichte (Phylogenese) die Gehirne von Menschen und anderen Säugetieren viele Strukturen und neurochemische Eigenschaften gemeinsam haben (Homologie). Daher lassen sich für die unterschiedlichen Typen von Aggression entsprechende neurale Systeme in Tieren untersuchen. Es könnte allerdings sein, dass weniger neurale Schaltkreise entdeckt werden, als es kontextabhängige Aggressionstypen gibt, d. h., mehreren aggressiven Erscheinungsformen könnten dieselben Gehirnstrukturen zugrunde liegen, wie Panksepp (1998) annimmt, der in den Hirnen von Katzen und Ratten Bereiche für drei Subtypen von Aggression analysiert hat: Raubtieraggression, affektive oder wütende Aggression sowie Aggression zwischen Männchen (die beiden letzten Formen könnte man in Analogie zu defensiver und offensiver Aggression bringen). Die auf Beute gerichtete Raubtieraggression bringt Panksepp mit dem Ziele suchenden (appetitiven) Motivationssystem des Gehirns in Verbindung, die affektive Aggression mit dem Furcht- und Wutsystem, für die zwischenmännliche Aggression hat er noch keine genauen Korrelate im Gehirn gefunden. Während bei einigen primitiveren Formen der Aggression (wie der Reaktion auf Bedrohung oder Schmerz) die entsprechenden tierischen und menschlichen Hirnstrukturen ähnlich sind, basieren einige komplizierte und differenzierte Formen menschlicher Aggression auf spezifisch menschlichen neuronalen Strukturen, die sich zudem im Lebenslauf von Kindern und Jugendlichen (Ontogenese) noch entwickeln, z. B. die Kontrolle über Verhaltensreaktionen, die im Neocortex ausgeübt wird (Gendreau u. Archer 2005, S. 36 ff.).

In der wissenschaftlichen Literatur wird immer wieder versucht, empirische Belege für ein *dualistisches* System von Aggressionsformen zu liefern, unter anderem werden folgende Gegenpole vorgeschlagen: offen vs. verdeckt, reaktiv vs. proaktiv,

affektiv vs. raubtierhaft, defensiv vs. offensiv, sozialisiert vs. untersozialisiert, impulsiv vs. kontrolliert, feindselig vs. instrumentell, impulsiv vs. geplant (Fegert 2007).

Einige Autoren kombinieren auch mehrere dieser Facetten, etwa Steiner (2006):

- reaktive, affektive, defensive, impulsive (RADI) *heiße Aggression*,
- proaktive, instrumentelle, planerische (PIP) *kalte Aggression*.

Diese »heißen« und »kalten« Aggressionsformen finden sich schon in den Anfängen abendländischer Literatur bei Homer. In der Ilias gibt Hektor ein Beispiel für die *heiße Variante* der Aggression aus extremer Wut, der *lyssa*:

Hektor, im vollen Bewusstsein der eigenen Stärke, / wütet ganz furchtbar, bauend auf Zeus, nimmt weder auf Menschen / Rücksicht noch auf Götter; die rasende Wut ist in ihn gefahren. (Homer: *Ilias* IX, 237 ff.)

Ein Beispiel für die *kalte Variante*, die planende Aggression, gibt Odysseus, als er nach Hause zurückkehrt, die seine Frau belagernden Freier bemerkt und nachdenkt, sie umzubringen:

Schlaflos ruhte Odysseus und sann den Freiern Verderben (...) / Planend ließ die Gedanken er schweifen, hierhin und dorthin (...) / ebenso wanderten seine Erwägungen hierhin und dorthin, / wie er den Kampf mit den schamlosen Freiern aufnehmen könne, / er, als einzelner, gegen so viele. (Homer: *Odyssee* XX, 5 und 24 ff.)

Allerdings fassen solche dualistischen Unterscheidungen sehr heterogene Untertypen von Aggression zusammen, etwa die RADI-Dimension mit ihren reaktiven, affektiven, defensiven und impulsiven Formen »heißer« Aggression. Ein Phänomen wie Feshbachs (1964) »expressive« Aggression, ein impulsiver, zielloser Ärgerausbruch, wäre nicht unbedingt defensiv oder reaktiv, er könnte auch ohne bewussten Anlass geschehen (höchstens auf lange vergangene Frustrationen reagieren). Diese Art Aggression wäre aber auch nicht »zwecklos« (eine Form von Gewalttätigkeit, die Soziologen ge-

legentlich vorschlagen), denn sie hätte psychisch eine entspannende und neuronal eine belohnende Funktion.

Auch die *Psychiatrie* beschäftigt sich mit aggressivem Verhalten von Menschen, insbesondere solchen Arten, die gesellschaftliche Normen überschreiten. Sie sieht sie als Element eines Syndroms, das früher meist *Psychopathie* genannt wurde und eine misslungene Anpassung an die Umwelt bezeichnen sollte. Heute spricht man oft von einer *antisozialen Persönlichkeitsstörung* (APS), die im Klassifikationssystem für psychische Störungen der American Psychiatric Association, dem Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders, *DSM-IV-TR*, 301.7 genannt wird (APA 2000): gewissenlos, skrupellos, unverantwortlich, apathisch gegenüber anderen, andere tadelnd, manipulativ, kommandierend, kaltblütig, soziale Verpflichtungen missachtend usw. In der Internationalen Klassifikation der Krankheiten (International Classification of Diseases, ICD) wird die antisoziale Persönlichkeitsstörung als *dissoziale Persönlichkeitsstörung* gelistet (ICD-10, F60.2) (DIMDI 2007).

In der psychiatrischen Forschung wird häufig ein Diagnoseinstrument eingesetzt, das auf *Psychopathie i. e. S.* zielt und nicht nur wie DSM und ICD zentral auf das Verhalten, sondern auch auf emotionale Aspekte, schwache Verhaltenskontrolle, die Unfähigkeit zur Reue, den Einsatz von Charme, Einschüchterung oder notfalls Gewalt abhebt: die *Hare Psychopathy Checklist – Revised* (PCL-R) (Hare 1991). Nur etwa ein Drittel derer, die mit der Diagnose »antisoziale Persönlichkeitsstörung« belegt werden, erfüllen auch die Kriterien für »Psychopathie« (Hart u. Hare 1996). Anders gesagt: Fast alle Personen, die nach der PCL-R als Psychopathen kategorisiert werden können, erfüllen auch die Kriterien der antisozialen Persönlichkeit (APS) nach DSM-IV-TR, aber umgekehrt sind die meisten Individuen mit APS keine Psychopathen (Taylor LaBrode 2007).

Interessant im Hinblick auf Aggressionsformen ist eine Kategorisierung der Merkmale der *antisozialen Persönlichkeitsstörung*, wie sie auch z. B. in der Diskussion der Wikipedia (Antisoziale Persönlichkeitsstörung 2008) zustande kam:

- *instrumentell-dissoziales Verhalten*, das mit übersteigertem Selbstvertrauen und Macht-

gefühl verbunden ist, ohne Einfühlungsvermögen und Angst auf die Erlangung von Macht und Reichtum ausgerichtet ist,

- *impulsiv-feindseliges Verhalten*, das auf Ärger, Wut und geringer Frustrationstoleranz basiert, Handlungen anderer als provokativ oder bedrohlich wahrnimmt und ungeplant aggressiv agiert,
- *ängstlich-aggressives Verhalten*, das auf Schüchternheit und Angst beruht, im Extremfall aber in Gewaltausbrüchen explodieren sowie mit posttraumatischen Erlebnissen verbunden sein kann,

wobei auch Mischtypen auftreten können. Obwohl diese Kategorien nach den Diagnosekatalogen erst für Jugendliche bzw. Erwachsene gelten, decken sie bereits in der Kindheit beginnende Muster der Missachtung von Regeln ab, z. B. Schuleschwänzen, Vandalismus, Weglaufen von zu Hause, Kriminalität, körperliche Aggressivität, begleitet von Reizbarkeit, geringer Frustrationstoleranz, Impulsivität, Risikobereitschaft, fehlendem Schuldgefühl, Rationalisierung des eigenen Verhaltens und geringer Planungsfähigkeit (Antisoziale Persönlichkeitsstörung 2008). Eine Arbeitsgruppe u. a. aus Forschern, Klinikern und Elternvertretern fand einen Konsens dazu, dass im Rahmen der Kinderpsychiatrie *impulsive Aggression* ein über mehrere diagnostische Kriterien hinweg stabiles Konstrukt kennzeichnet (Jensen et al. 2007).

Solche Merkmalskombinationen für psychiatrische Zwecke sind indes kontextabhängig. Ein Beispiel: In diktatorischen politischen Systemen können bestimmte Formen solcher Verhaltensweisen einen moralisch begründeten Widerstand gegen die Obrigkeit darstellen. Dagegen behandeln solche Regimes selbst die auf ihre Repression mit Gewalt reagierenden Menschen gerne als gefährliche pathologische Fälle und sperren sie weg.

Obwohl ein Teil von Menschen mit antisozialer Persönlichkeitsstörung auch in demokratischen Staaten im Gefängnis landet, ist Kriminalität kein notwendiger Bestandteil der Diagnose. In der Gesamtbevölkerung nimmt das Klassifikationssystem DSM-IV bei 3 % der Männer und 1 % der Frauen eine antisoziale Persönlichkeitsstörung an. In psychiatrischen Einrichtungen und Haftanstalten

finden sich jedoch erheblich mehr Personen mit diesem Syndrom, in amerikanischen Gefängnissen zwischen etwa 10 und 30 % (Lück et al. 2005, S. 73).

Zur Ermittlung von problematischen Persönlichkeitsaspekten, darunter Aggression, bei Kindern und Jugendlichen, wurden einige Verfahren international sehr häufig eingesetzt. Dazu gehört die *Child Behavior Checklist (CBCL)* nach Achenbach (1992) für unterschiedliche Altersgruppen von Kindern und Jugendlichen, die in weiten Bereichen mit den Kategorien des DSM überlappt (Elting 2003, S. 35 ff.).

In der Forschung werden die Terminologien und Merkmalslisten für Aggression, Psychopathie, antisoziale Persönlichkeitsstörung und bestimmte Verhaltensstörungen nebeneinander und teils überlappend benutzt, was den Vergleich von Untersuchungsergebnissen erschwert.

Nach all solchen Differenzierungen von Definitionsversuchen bleiben wir bei unserer zusammenfassenden *Arbeitsdefinition*:

- *Aggression* nennen wir ein Ensemble von aus der Naturgeschichte stammenden bio-psycho-sozialen Mechanismen, die der Selbstbehauptung oder Durchsetzung gegen andere mit schädigenden Mitteln dienen. Form und Stärke der Aggression werden durch die genetische Ausstattung des Individuums, seine Sozialisation und gesellschaftliche Umstände gestaltet, aktiviert oder gehemmt.
- *Aggressivität* nennen wir das individuelle Potential für aggressives Verhalten.

Der Begriff der Aggression ist weiter gefasst als der der Gewalt.

2.1.2 Gewalt als gesellschaftlich normierte Aggression

Wenn du einen Hund einmal geschlagen hast, brauchst du ihm nur noch die Peitsche zu zeigen.

(Sprichwort)

Im Falle von »Gewalt« erscheinen Definitionsprobleme noch komplizierter als bei »Aggression«. Bei Gewalt und ihren Kontexten geht es um sich his-

torisch wandelnde Begriffe, und schon Nietzsche hatte bemerkt, dass Begriffe, in denen sich ganze geschichtliche Prozesse zusammenziehen, nicht definierbar seien: »definierbar ist nur das, was keine Geschichte hat« (Nietzsche 1967, S. 224). Zudem ist die Diskussion über Gewalt abhängig vom jeweiligen Kulturkreis. Schon eine pluralistische mitteleuropäische Gesellschaft liefert hierzu ein breites Angebot an Begriffsverständnissen.

Versucht man z. B., die historische Entwicklung des Begriffs »Gewalt« im Deutschen nachzuvollziehen, bewegt man sich zwischen einem »Kompetenzbegriff« und einem »Aktionsbegriff« von Gewalt. Dies wird auf Differenzen zwischen römischen und germanischen Rechtsverhältnissen zurückgeführt. Das deutsche Wort »Gewalt« hat indogermanische Wurzeln: *val* mit den Verbformen *giwaltan*, *waldan*, d. h. Verfügungsmacht oder Herrschaft besitzen. Doch das heute gebrauchte deutsche Wort »Gewalt« ist ein Wechselbalg, der mehrere Bedeutungen umfasst, die andere Sprachen trennen: Einmal geht es um Begriffslinien direkter persönlicher Gewalt, die von den lateinischen Formen *vis*, *violentia* ausgehend in modernen Sprachen *violenza*, *violencia* oder *violence* heißen. Zum anderen geht es um legitime institutionelle Gewalt aus dem lateinischen *potestas*, in modernen Formen *potenza*, *poder*, *pouvoir* oder *power* (Imbusch 2002, S. 26 ff.). Was beide Linien wiederum verbindet, ist der häufige sachliche Konnex von Macht mit Gewalt: Die Macht des Mächtigen (rechtsgeschichtlich z. B. »väterliche Gewalt«, »staatliche Gewalt«) beruht darauf, notfalls Schwächere durch Androhung oder Ausübung von verletzender Gewalttätigkeit mittels des Einsatzes körperlicher Kraft zu etwas zwingen zu können.

In der europäischen Geschichte wird insbesondere seit dem Ende des Mittelalters Gewalt zunehmend durch die staatlichen Strukturen eingeeht – allerdings in einem seinerseits gewalttätigen Prozess von Revolutionen, Bürgerkriegen und Kriegen. Kein Wunder, dass in diesen Auseinandersetzungen Gewalt »von oben« und »von unten« unterschiedlich definiert und als Kampfbegriff eingesetzt wurde: Die Aktionen des Gegners werden als »Gewalt« gebrandmarkt, die eigenen aggressiven Akte als »Verteidigung«.

In den soziologischen Diskursen der Moderne war die *physische Gewalt* in Verbindung mit dem sozialtopologischen Element der *Macht* zentral. So sah der Soziologe Heinrich Popitz in der Gewalt eine Machtaktion, »die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt, gleichgültig, ob sie für den Agierenden ihren Sinn im Vollzug selbst hat (als bloße Aktionsmacht) oder, in Drohungen umgesetzt, zu einer dauerhaften Unterwerfung (als bindende Aktionsmacht) führen soll« (Popitz 1992, S. 48).

Rechtsstaat, Justiz und Polizei haben ein erhebliches Interesse an einem juristisch klaren Gewaltbegriff, um entscheiden zu können, welche Handlungen von Staatsbürgern und Staat als »Gewalt« verboten sind. Gesellschaftskritische Autoren und soziale Bewegungen haben indes seit Ende der 1960er Jahre auf problematische Strukturen und Verhaltensroutinen staatlicher und gesellschaftlicher Institutionen hingewiesen, die sie selbst als Varianten von Gewalt beschrieben, z. B. den stigmatisierenden Umgang mit Randgruppen, psychische, verbale und strukturelle Gewalt. Das hat zu einer Aufblähung des Gewaltbegriffs geführt, der dem staatlichen Recht zu unpräzise und juristisch unanwendbar war. Expertengremien wie die »Gewaltkommission« (Schwind et al. 1990) und wissenschaftliche Gutachten für die Polizei (Neidhardt 1986) versuchten hierzu definitorische Klärung zu bringen. Das geschah eher pragmatisch als in der Sache begründet durch das Einschwenken auf einen juristisch leicht handhabbaren, engen *physischen Gewaltbegriff*: Körperliche Schäden wie Hämatome oder Knochenbrüche sind einfacher zu diagnostizieren als psychisches Leiden.

In der Folgezeit kam es dann zu einer »kuriosen Debatte« in der deutschen Gewaltforschung (Imbusch 2004), die manchmal eher Essayistik über Gewalt war. Hier wurden etwa Positionen vertreten, die facettenreiche, nicht gänzlich auf Ursachen zurückführbare, mysteriöse Elemente von Gewalt als Gattungsschicksal betonten und Gewalt auch als »Selbstzweck« sahen (Sofsky 1996), was alles nicht dem Erkenntnisfortschritt diene.

Während die philosophischen, sozialwissenschaftlichen und politischen Diskurse quasi aus der akademischen oder institutionellen Vogelperspektive auf Gewalt blickten, gab es auch Versuche,

sich solchen Phänomenen von unten, aus der Sicht der allgemeinen Bevölkerung anzunähern. Eine entsprechende Meinungsumfrage dazu, was alles unter Gewalt verstanden wird, mündete indes in einem breiten, kaum strukturierbaren Sammelsurium (Kaase u. Neidhardt 1990).

Einen neueren sozialwissenschaftlichen Versuch, die *Bedeutungselemente* des Gewaltbegriffs auseinanderzuhalten, beginnt Peter Imbusch mit den klassischen Fragen: wer, was, wie, wem, warum, wozu, weshalb? Er differenziert dementsprechend zwischen den Akteuren/Tätern, den Gewaltphänomenen wie Verletzungen, der Art der Gewaltausübung, den Opfern, den Ursachen, Gründen, Zielen, Motiven und Rechtfertigungsmustern (Imbusch 2002, S. 34 ff.). Anschließend unterscheidet er mehrere *Dimensionen* des Gewaltbegriffs auf verschiedenen Anwendungsebenen. Im Zentrum stehen dabei direkte physische Gewalt, institutionelle Gewalt, strukturelle Gewalt und kulturelle/symbolische Gewalt.

Direkte physische Gewalt wird nach Imbusch von jedem im gesellschaftlichen Leben verstanden, sie ist eine Art kulturell voraussetzungslose Universalsprache. Ihre gesellschaftliche Bedeutsamkeit liegt auch in ihrer *Möglichkeit*, mit deren Realisierung die Gesellschaftsangehörigen rechnen müssen. Sie stellt also ein Kontrollwerkzeug und politisches Machtinstrument dar (Neidhardt 1986, S. 134; Imbusch 2002, S. 37 f.). Im Vergleich zur physischen Gewalt müssen die Opfer *psychische Gewalt* keineswegs weniger gravierend empfinden. So berichteten uns in einer empirischen Studie Frauen und Männer, die als Kinder von ihren Eltern verprügelt worden waren, sie hätten solche körperlichen Bestrafungen oft schnell vergessen. Viel schmerzhafter, anhaltender (vielleicht erst später bemerkbar) seien die das Selbstwertgefühl schädigenden Sticheleien und ironisch-verbale Demütigungen durch die Eltern in der Kindheit gewesen (Wahl 1989, S. 253).

Institutionelle Gewalt überschreitet die direkte personelle Gewalt, indem sie – abgestützt durch physische Sanktionsmöglichkeiten – auf eine dauerhafte Abhängigkeit bzw. Unterwerfung abzielt. Das gilt vor allem für den Staat mit seinem Gewaltmonopol, das er auf der ganzen Skalenbreite zwischen legalen und illegalen Formen ausüben kann,

demokratisch-behutsam oder staatsterroristisch. Das 20. Jahrhundert bietet hierzu viel Anschauungsmaterial. Galtungs (1975) Begriff der *strukturellen Gewalt*, der angesichts von Massenverleumdung, ungleichen Lebenschancen und unausgenutzten Lebenspotenzialen entwickelt wurde, will auf Formen des Leids zielen, die nicht mehr individuellen Tätern zuzuschreiben sind. Er selbst konzediert, dass dies alles auch mit sozialer Ungerechtigkeit beschrieben werden könnte, was diesen Gewaltbegriff unscharf und ersetzbar macht; er dient bestenfalls der Skandalisierung, nicht präziser Analyse (vgl. auch Nunner-Winkler 2004, S. 43 ff.). Ähnlich verhält es sich mit Galtungs (1990) Vorschlag von *kultureller Gewalt*, mit dem er die kulturellen Rechtfertigungen direkter, institutioneller und struktureller Gewalt durch Religionen, Ideologien usw. meint. Noch subtiler argumentiert Bourdieu (1993), der in die Sprache eingewobene *symbolische Gewalt* sieht, die Herrschaftsverhältnisse verstecken möchte. Allerdings scheinen uns Galtungs wie auch Bourdieus Ausweitungen des Gewaltbegriffs in andere Bereiche eher auf einen Wechsel der Kategorien Ebenen hinauszulaufen. Systembedingte, nicht auf individuelle Urheber oder wenigstens auf konkrete institutionelle oder wirtschaftliche Kollektivurheber zurechenbare Formen der Ungleichstellung wie bei Galtung sollten anders genannt werden. Und die sprachliche Legitimation, Verbrämung, Ideologisierung von Herrschaft wie bei Bourdieu sollte nicht gleichgesetzt werden mit Herrschaft selbst. Imbusch nennt bei seinem Dimensionierungsversuch des Gewaltbegriffs auch noch die – oft subkulturelle – *ritualisierte Gewalt*, etwa im Sport, bei Hardcore-Konzerten oder in der Sado-Maso-Szene. Er ergänzt seinen Systematisierungsversuch durch weitere Unterscheidungen nach Mikro- und Makrogewalt, etwa bei Gruppengewalt, Eingebundensein in staatliche Organisationen usw. (Imbusch 2002, S. 39 ff.). Auch Imbuschs Dimensionierungs- und Typologierungsversuche lassen noch Fragen offen, insbesondere die erwähnten Überdehnungen des Begriffs »Gewalt«.

Unterschiedliche Akteure mit ihren teils auseinanderlaufenden Interessen haben verschiedene Blickwinkel auf Gewaltphänomene, ihre Formen, Begründungen, Erklärungen, Instrumentalisierungen, Rechtfertigungen und Ächtungen. Zudem

handelt es sich bei Gewalt um ein höchst emotionsbesetztes Thema. All das erschwert objektivierende Beschreibungen und Analysen durch die Wissenschaften. Die Diskussion über Gewalt kann leicht in verschiedene Fallen tappen, vor denen Wilhelm Heitmeyer und John Hagan warnen: Gewalt nur noch zu individualisieren, zu pathologisieren oder zu biologisieren, ohne auf die komplexen sozialen Zusammenhänge zu achten (*Umdeutungsfalle*); mittels spektakulären Gewaltvokabulars massenmedial punkten zu wollen (*Skandalisierungsfalle*); überall im Alltag nur noch Gewalt zu wittern (*Inflationsfalle*); Betroffenheitsdiskurse mit simplen Täter-Opfer- und Gut-Böse-Schemata zu führen (*Moralisierungsfalle*); die Gewalt mancher Gruppen als normale oder natürliche Entwicklung zu deuten (*Normalisierungsfalle*) oder übervereinfachte Erklärungen von komplexer Gewalt anzubieten (*Reduktionsfalle*) (Heitmeyer u. Hagan 2002, S. 21). In der Gegenrichtung könnte man allerdings auch vor der *Falle der Biophobie* warnen, wenn vor lauter sozialen Faktoren und Konstruktionen nicht mehr die biotischen Fundamente und biopsychischen Mechanismen von Aggression gesehen werden.

Angesichts dieser differenzierten Definitionsversuche bleiben wir auch hier bei unserer zusammenfassenden *Arbeitsdefinition*:

- *Gewalt* nennen wir die Teilmenge von Aggression, die durch Gesellschaft und Staat jeweils sozial- und kulturhistorisch unterschiedlich normierte Formen hat. Oft ist Gewalt in eine Hierarchie eingebettet. Je nach Situation gibt es gebotene, gewünschte, geduldete oder geächtete Formen von Gewalt.

2.2 Ursachensuche

2.2.1 Erkenntnisstrategien

Bei den Versuchen zu *Erklärungen* von Aggression und Gewalt verfolgen die einzelnen Wissenschaftstraditionen unterschiedliche Strategien: Die *Sozialwissenschaften* blicken einerseits in einer *konstruktivistischen Perspektive* auf die soziokulturellen Konzeptionen von Gewalt durch verschiedene Akteure (Staat, soziale Bewegungen, Medien usw.). Andererseits thematisieren sie in einer *kausaltheo-*

retischen Perspektive einige naheliegende Ebenen von Gewaltursachen, wie weit etwa Gegebenheiten der Lebenswelt zu Frustration oder gesellschaftliche Ungleichheit zu Deprivation und diese dann zu Gewalttätigkeit führen. Historisch interessierte Sozialwissenschaften schauen zurück in die *Sozialgeschichte* dieser Phänomene bzw. Konstrukte, auf frühere Formen von individueller und kollektiver Gewalt, auf die Entwicklung von Mordraten und Kriegen sowie deren sozialgeschichtliche Voraussetzungen. Dieser Blick »von oben« (den differenzierten Gewaltphänomenen der Gegenwart) auf die unmittelbar »darunter« liegenden Faktoren der vorausgehenden Situation sowie in historische Vorläufer von Gewalt kann helfen, einige allgemeinere Voraussetzungen und Mechanismen von Gewalt sichtbar machen.

Doch eine zu kurz springende Top-down-Strategie läuft Gefahr, sich in der aufregenden Fülle der Gewalterscheinungen in der alltäglichen Lebenswelt und Historie zu verlieren und kaum mehr systematisch nach Wurzeln zu graben. Wie Luhmann resigniert notierte: »Forscher, die man mit dem Auftrag festzustellen, wie es wirklich war, ins Feld jagt, kommen nicht zurück; sie apportieren nicht, sie rapportieren nicht, sie bleiben stehen und schnuppern entzückt an den Details« (Luhmann 1981, S. 49). Wenn die Sozialwissenschaften dann nach Gewaltursachen suchen, bleiben sie meist bei den letzten (mehr oder weniger aktuellen) Gliedern langer Kausalketten oder -netze hängen und blenden die früheren Abschnitte dieser Ketten aus.

Für eine forschungsökonomische und systematische Ursachensuche empfiehlt sich daher eine zweite Strategie. Sie folgt dem wissenschaftstheoretischen Sparsamkeitsgebot des nach dem mittelalterlichen Philosophen William of Ockham benannten »Ockham'schen Rasiermesser«, theoretische Modelle nur so komplex zu halten wie nötig. Dieser Maxime dient eine Bottom-up-Strategie, die mit der *naturwissenschaftlichen* Rekonstruktion früher, einfacher Formen tierischer und menschlicher Aggression in der Evolution beginnt (phylogenetische Rekonstruktion). Sie fragt nach den biotischen Funktionen dieser Verhaltensformen und schreitet von da den Weg weiter, um die evolutive und historische Entwicklung und Ausdifferenzierung aggressiver Formen bis zur heutigen Lebenswelt zu